

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des ganzen Jahrgangs von 22 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Rgr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an. Vom Verleger direct bezogen kostet der Jahrg. nur 6 Thlr.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißiger Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 12.

Donnerstag, am 18. März.

1852.

Die beiden Pförtners.

(Schluß.)

7.

In einer Stube des Schlosses lag in dem heftigsten Wundfieber Herr Georg v. Pförtner, seiner Familie unter dem Namen des Inspectors Walther bekannt. Als er im Geleit seiner beiden Neffen nach dem nahen Vorwerk reiten wollte, hatte sich sein sonst so frommes Roß vor den Flügeln einer Windmühle gescheut, und war im Galopp mit dem alten Herrn durchgegangen. Herr v. Pförtner, der in ein anziehendes Gespräch mit den jungen Leuten verflochten war, hatte die Zügel lose in den Händen gehalten und, diese Freiheit benutzend, war der Braune mit dem bestürzten Reiter in wenig Augenblicken den Augen seiner Begleiter entschwunden. Doch voll inniger Theilnahme für den alten Walther, den die jungen Leute bereits sehr lieb gewonnen hatten, jagten sie im Feuer ihm nach, und kamen noch zur rechten Zeit, um ihm, da er unter das Roß zu liegen gekommen, welches sich in einen Graben mit ihm überstürzt hatte, wieder aufzuheben. Als sie ihn mit vieler Mühe mit Hülfe einiger herbeigeeilten Feldarbeiter in die Höhe gerichtet

hatten, erkannten sie bald mit tiefem Schmerze, daß Herr Walther den Arm gebrochen hatte. Sie brachten den Verunglückten auf das Schloß, wo ihm so schnell als möglich ärztliche Hilfe zu Theil wurde.

Der Arzt hatte sehr bald eine schmerzreiche Operation unter glücklichen Auspicien beendet, und erklärte auf die Frage des ängstlichen Regierungsrathes: daß der Kranke bald wieder genesen werde, wenn die in einem so hohen Alter um so bedeutendere Erregung der Nerven würde vorüber sein. Ungestörte Ruhe sei für ihn in diesem Augenblick das Ersprießlichste.

„Die kann er in vollem Maaße bei mir finden,“ erwiederte unwillkürlich laut der Regierungsrath; dann sagte er bittender Weise zu seinen Gästen: „ich bitte im Voraus Sie alle, meine Theuren, um Verzeihung, wenn meine Gedanken von nun an etwas zerstreut sein sollten. Herr Walther ist mir kein Untergebener, sondern ein wahrer Freund. Sie werden es daher nur natürlich finden, wenn ich mit theilnehmender Sorge des Mannes mich annehme, dem ich mich hoch verpflichtet halte.“

„Uebertragen Sie diese Sorgen mir, Herr Regierungsrath,“ wandte sich die Hofrathin Strahl an ihn; „lassen Sie mich immerhin an seinem Krankenbett Herrn Walther die Gewißheit geben, daß fremder Schmerz mein Herz zur Theilnahme stimmt.“

„Und ich kann die Tante begleiten, nicht wahr?“ fragte Meta mit blickenden Augen, und fuhr darauf heiter fort: „und hat Herr Walther der Stimme der Musik sein Herz und Ohr nicht verschlossen, dann will ich mit der Macht des Gesanges, gleich David seine Schmerzen bannen.“

„Wie könnte ich der zarten Theilnahme der edlen Samariterin entgegen sein wollen?“ antwortete mit bewegtem Tone der Regierungsrath, und fügte dann herzlich hinzu: „gehen Sie in das Krankenzimmer meines edlen Freundes, wohin das Gefühl Ihres schönen Herzens Sie leitet.“

Mit geschlossenen Augen lag Herr v. Pförtner, nachdem der Arm in seine rechte Lage wieder eingehoben war, auf seinem Lager, an welchem der junge Pförtner und Strahl, beide in tiefes Nachdenken versunken saßen.

Eine Todtenstille herrschte in dem Gemache. Da beugte sich Moriz v. Pförtner über den Schlummernden, und der leise Athem des Herrn Inspectors sagte ihm, daß er, von den Schmerzen ermattet, sanft eingeschlafen sei! Er winkte seinen Better Strahl auf das nicht weit entfernte Sopha, und sagte halblaut: „nicht wahr, nun bleiben wir?“

„Ja freilich, lieber Moriz,“ entgegnete Felix Strahl, „wir können doch unmöglich Herrn Walther jetzt verlassen. Der Regierungsrath hat viel mit der Bewirthung seiner Gäste zu thun, der arme Mann wäre ja dann ganz verlassen!“ — Plötzlich fühlte er hier wie eine kleine sanfte Hand den Mund ihm zubielt. Mit Macht entwand er sich dieser sanften Fessel, und sah sein liebes Mühmchen Meta, seine Mutter und den Regierungsrath vor sich stehen, die durch eine Seitenthür eingetreten waren.

Der Regierungsrath legte seine Hand auf Felix's Schultern und sagte freundlich: „wollen Sie und Ihr Better Pförtner mich und meine Freunde verlassen?“

„Ja,“ nahm leise Moriz v. Pförtner das Wort, „ich weiß, Sie lieben die Wahrheit; so lassen

Sie mich offen bekennen, daß mir in Meiriz die Luft zum Athmen fehlt. Und hätte Herr Walther nicht heute das Unglück gehabt, welches uns gebietet, den lieben Freund nicht zu verlassen, so hätten wir bereits morgen Meiriz im Rücken.“

„Das sollen Sie nicht,“ entgegnete ihm der Regierungsrath. „Aber lassen Sie uns jetzt nach unserm Kranken sehen, vielleicht bedarf er der Hilfe.“

Herr v. Pförtner hatte keinen Augenblick geschlummert, und mit tiefbewegter Brust die leisegeführte Unterhaltung der Anwesenden vernommen. Als der Regierungsrath hinter den Bettschirm trat, und mit feuchtem Auge den theuren Jugendfreund ansah, reichte dieser, von einem sprechenden Blick begleitet, ihm die Hand.

„Geht es besser, lieber Walther?“ fragte mit liebevoller Stimme der Regierungsrath.

„In diesem Augenblick, mein edler Freund, fühle ich die Nähe eines höheren Friedens,“ sagte mit Ausdruck Herr v. Pförtner.

„Doch damit Sie auch den irdischen Himmel auf Erden noch kennen lernen, so haben zwei edle Damen aus dem Kreise meiner Gäste sich Ihrer Pflege unterzogen: die Hofrathin Strahl, und Fräulein Meta,“ sagte in unverkennbarem Zeichen von Rührung der Regierungsrath.

Herr v. Pförtner richtete sich mühsam in die Höhe und sagte leise: „Sie wollten, meine Damen, in der einsamen Krankenstube meine Stunden mir verfüßen?“

Mit unnachahmlicher Anmuth trat Meta an das Krankenbett, und begann in ihrem wohlklingenden Organe: „das wollen wir von Herzen, alter Herr, wenn Sie nämlich uns versprechen, so lange Tanten und ich auf unserm Posten sind, die Rolle eines Karthäusers zu übernehmen?“

„Meine Nichte hat Recht,“ nahm die Hofrathin das Wort, und ein freundlicher Zug spielte um ihre Lippen; „auch ich bitte, daß Sie sich ruhig auf Ihrem Lager verhalten, dann werden Sie desto leichter Ihre Schmerzen vergessen, da unsere heitre Meta den Stoff zur Unterhaltung nicht wird ausgeben lassen.“

„Ja, und mein Geist wird hier bessere Nahrung finden können, als in dem Kreis der ehrenwerthen Herren, die, nehmen Sie es, Herr

Regierungsrath, mir nicht übel, auch ganz und gar nicht nach meinem Geschmack sind."

"Sie können ja aber hier, liebes Mädchen, das Studium der Naturelle nicht fortsetzen, wodurch Sie glaubten, den Oheim aus Holland erkennen zu können. Wie wird es nun darum stehen?" fragte launig der Regierungsrath.

"Der Herr Regierungsrath hat vollkommen Recht. Du wolltest, Meta, ja bald den Onkel in seiner Verlarbung herausfinden?" fragte ironisch der Bruder.

Mit einem komisch tragischen Seufzer trat Meta der Tante näher, legte deren eine Hand auf das klopfende Herz, und fragte in sentimentalem Tone: "Tante, schlägt mein Herz in Unruhe?"

Lachend erwiderte diese: "es klopft und schlägt in aller Ruhe."

"Da haben Sie, Herr Regierungsrath, es aus dem Munde der Tante vernommen, daß ich mein Herz nicht dem Studium der Herren gewidmet habe. Sie sind mir alle, lassen Sie mich es Ihnen bekennen, zu uninteressant, um auch nur eine Secunde Ihnen zu widmen. Nur einen Herrn habe ich hier in Meiritz kennen gelernt, der zu einer gewissen Aufmerksamkeit mich veranlassen könnte," sagte Meta in scherzender Weise.

"Sollte ich dieser Glückliche sein?" fragte lebhaft der Regierungsrath.

"Ich habe schon das Vergnügen gehabt, Sie in Markau kennen zu lernen," entgegnete mit einer leichten Verbeugung und schalkhaftem Blick Meta. Doch schnell sich ermannend wandte sie sich zu Herrn v. Pförtner, der mit hoher Freude dem heitern Erguß der Laune des Mädchens folgte, und sagte, indem sie leicht ihre Hand auf die des Herrn v. Pförtner legte:

"Der Herr Inspector Walther hat ein Gefühl in meinem Herzen wach gerufen, wie es nur dann des Menschenbrust durchglüht, wenn die innere Stimme uns zuflüstert: „Dein guter Engel weilt in Deiner Nähe!"

Des Mädchens so angenehm berührende Laune war einer stillen, unbewußt ergreifenden Rührung gewichen, die unwillkürlich den Anwesenden sich mitgetheilt hatte. In dem Auge des Herrn v. Pförtner ließ sich ein feuchter Glanz erkennen, und um sein Gemüth in keine ihm schädliche Affectation zu versetzen,

hob der Regierungsrath an: "Sie haben, meine liebe Meta, mich so wie alle hier Vereinten erkennen lassen, daß Sie für den ungekannten Oheim ein fühlendes Herz in Ihrer Brust bergen; und wenn auch sein Vermögen in ihren Augen immer eine hübsche Nebensache bleibt, so ist es doch gewiß nicht der Impuls, der Ihre Schritte leitet. Lassen Sie mich Ihnen also die Mittheilung machen, daß morgen Ihr Oheim, mein theurer Freund Herr Georg v. Pförtner, in Ihrer Mitte erscheinen wird."

"Morgen," rief Meta mit blitzendem Auge, "wie fühle ich mich hochbeglückt, daß ich an diesem Tage dem alten Herrn in das Auge sagen kann: „Du alter lieber Heiliger mit Deinen wunderbaren Maximen, ich bin Dir zwar, dem Better aus Holland, gar nicht geneigt gewesen, aber hier in dem Kreise Deines Wirkens, wo Du so viel tausend Thränen schon getrocknet hast, habe ich auch vernommen: daß ein fühlendes Herz für die Leiden Deiner Brüder in Deinem Busen schlägt, und darum liebe ich Dich."

Die Hofrathin Strahl erwiderte bei diesen Worten des Mädchens dem Regierungsrath kein Wort; nur ein Druck ihrer Hand sagte ihm, welche Empfindungen sie bewegten.

Der Aufforderung des Regierungsrathes an den jungen Pförtner und Strahl, mit ihm das Krankenzimmer seines Inspectors und Freundes zu verlassen und dessen Pflege den Damen anzuvertrauen, kamen die jungen Leute sogleich nach, nachdem sie zuvor noch einmal dem Herrn v. Pförtner ihre Liebe ausgesprochen hatten.

In so anziehender Unterhaltung verfloßen Herrn v. Pförtner die Stunden des Tages angenehm, da die Freunde des Hauses ihn nach und nach besuchten. Nur der Hauptmann v. Pförtner nebst seiner Gattin waren davon ausgeschlossen, welche gar nicht begreifen konnten, wie man einem Inspector ihres Hauswirthes solche Aufmerksamkeit beweisen könne, da ihn ja auch die morgende Ankunft des so sehnlichst ersehnten Oheims so sehr in Anspruch nahm, daß er in Wahrheit für alles Andre unzugänglich war.

Kaum hatte die Königin des Tages ihren Lauf begonnen, und mit ihren goldnen Strahlen die ferneren Höhen der Berge, die Wipfel der noch ent-

laubten Bäume bekränzt, als man in dem Schlosse zu Markau schon bemüht war, den festlichen Empfang des vermeintlichen Onkels vorzubereiten. Kaum konnte der Hauptmann die Stunde erwarten, wo es ihm möglich sein würde, sich dem unbekanntem Onkel vorzustellen, nachdem man ihm die Nachricht überbracht hatte, der Oheim sei eingetroffen, bedürfe aber jetzt noch einige Stunden der Ruhe, um sich von der Reise erholen zu können.

Noch war der Regierungsrath in dem Gesellschaftsalon beschäftigt, die Anordnung hinsichtlich des Arrangements des Saales der Bedienung zu ertheilen, als schon im höchsten Schmuck seines Standes der Hauptmann v. Pförtner in denselben eintrat.

Ueber das Gesicht des Regierungsrathes verbreitete sich ein heiterer Zug, und er sagte mit einem Anflug von Ironie: „da sieht man, daß Sie, lieber Freund, ein Jünger des Mars sind, Sie sind schon auf dem Posten, noch ehe das Signal zum Antritt gegeben wird.“

„Ich habe nie in dem Dienst auf mich warten lassen,“ entgegnete launig der Hauptmann.

Schon waren die Gäste alle in dem Salon versammelt, nur der Oheim, sein Sohn und Nefte fehlten noch. Mit innerer Unruhe blickte der Hauptmann auf die Thüre des Salons, um zu sehen, ob diese nicht bald sich öffnen und der heiß Ersehnte in ihren Kreis eintreten würde.

Ein seliger Glanz war in seinem Auge zu erkennen, als die Bedienten in geschäftiger Eile die Flügelthüren öffneten, und von seinem Sohn, und dem jungen Strahl geführt der Inspector Walther in eleganter Kleidung hereintrat.

Eine unheilvolle Ahnung beschlich sein Herz, als er den freudigen Blick sah, mit welchem der Regierungsrath ihm entgegen eilte; „sollte dieser der Oheim sein?“ fragte er sich mit düsterm Klopfen seines Herzens.

Meta hatte, als der Oheim in Begleitung des Bruders und Veters in ihrer Mitte erschien, in ihm den Oheim gleich erkannt; schnell nahm sie einen schönen Kranz, der, als wäre er eigen zu diesem Zweck dahin gelegt worden, auf einer Console lag, in ihre Hand, eilte leicht wie eine Sylphide auf den Eintretenden zu, umschlang den Oheim, und sagte dann in weichem Tone: „nimm Du

edler Mann an Deinem Herzen uns freundlich auf, und sei in Liebe uns gewogen.“

Herr v. Pförtner schlang seinen Arm um die drei edlen jungen Leute, die die innigste Hingezogenheit unbewußt ihm schon an den Tag gelegt hatten, und sagte mit tiefer Rührung: „meine theuren Freunde, verzeiht mir um des edlen Zweckes das kleine Maskenspiel. Das Spiel des Lebens hat mich schon so manche bittere Enttäuschung schmecken lassen, daß ich um jeden Preis den Trug von der Wahrheit unterscheiden wollte. Drei jugendliche Herzen hat mir das höchste Wesen in seiner gütigen Fürsorge an dem Abend meines vielbewegten Lebens zur Stütze gegeben, und willst Du, liebe Lotte, nun nicht auch den schönen Kreis noch verherrlichen?“ dabei wandte sich Herr v. Pförtner an die Hofrätin, und öffnete ihr seine Arme.

Froh bewegt sank sie in diese, und er fügte tief bewegt hinzu: „fortan meine liebe Charlotte, sollst Du an meiner Seite, in meinem Schutze den Lebensschmerz vergessen.“

Unter diesem Erguß seines tief ergriffenen Gemüthes war er der Tafel näher geschritten, als ihm mit den Zeichen einer inneren Beschämung Herr v. Pförtner entgegen trat.

Er spielte in diesem Augenblick eine sehr klägliche Rolle. Herr v. Pförtner war heiter gestimmt, er hätte der ganzen Welt verzeihen können, warum also auch nicht diesem, der noch dazu der Vater der Meta, und des Moriz zu sein das Glück hatte. Er sagte daher mit heiterm Sinn: „gieb mir die Hand Vetter, und denke nicht, daß ich Dir zürne, weil Du kein besonderes Interesse für mich zeigtest. Ein jeder Mensch hat seine schwachen Seiten. Es ist mir heute nicht gegeben, in meinem Herzen Groll zu hegen. Ich bin versöhnt mit Dir! hier meine Hand.“ Und als von einem inneren Gefühl geleitet der Hauptmann ihn umarmte, flüsterte der Oheim ihm zu: „und meine mir heut gegebenen drei Pflegekinder sind meine Erben!“

Frohe Heiterkeit würzte das Mahl, belebt durch den Geist der Anwesenden. Als Herr v. Pförtner von der Tafel aufstand, nahm er den Regierungsrath an der Hand, führte ihn zu Meta, und sagte launig: „mein liebes Kind, Dein Bild hat die Rinde dieses Herzens ganz geschmolzen; mit der innigsten Liebe lebt es in diesem; wolltest Du, als

seine von ihm hochgeliebte Gattin die heilige Schuld Deines Großvaters entrichten?"

Die Röthe einer holden Verwirrung hauchte Meta's Wangen an, verlegen schlug sie die Augen nieder. Da begann der Regierungsrath:


„Wollen Sie, theures Mädchen, in dem mir nahenden Winter das holde Köschchen sein, das meine Tage verschönern kann und an meiner Seite als meine theure Gattin durch das Leben gehen?"

Mit einem lieblichen Blick schlug Meta die Augen auf, und erwiderte, indem sie ihm die Hand reichte: „da ich unmöglich zugeben kann, daß mein edler Oheim Ihr ewig dankbarer Schuldner bleibe, und ich überhaupt von jeher mehr Vertrauen zu älteren Herren, als unsern Fashionables gehegt habe, so reiche ich in vollem Vertrauen Ihnen meine Hand, wenn meine Eltern meine Wahl billigen.“

Diese wandten aus besonderen Rücksichten für den Oheim nichts dagegen ein.

„So, laßt uns dem Pärchen ein frohes „Lebehoch“ bringen,“ rief begeistert Herr v. Pförtner aus. Und unter frohem Jubel wurde das neu verlobte Paar mit Blumen bekränzt, und ein Lebehoch erscholl aus aller Munde.

Leidenschaft und Verhängniß.

ichard Jory war der Sohn eines Mannes von Ansehen und Vermögen, dem nur seine Erscheinung in der Welt zu einer vollkommenen Zufriedenheit abgegangen war; denn er ward zur ersehnten Spätfrucht seiner Ehe, und folglich der Gegenstand unbegrenzter, ja sogar verderblicher Zärtlichkeit. Besonders ließ sich seine Mutter, da sie stets um ihn war, angelegen sein, so lange er athmen konnte, seinem Verlangen zuvor zu kommen, und eben so wenig duldete sie bei ihren Umgebungen den geringsten Widerspruch desselben. So vortheilhaft dieses System für die Entwicklung seiner physischen Kräfte auch war, so wenig entsprach es den moralischen Forderungen einer guten Erziehung;

und bald war der Knabe, der mit heftigen Leidenschaften geboren war, ein kleiner Haustyrann, mit dem, in der Folge, kein Lehrer und kein Dienstbote auszukommen vermochte, und dessen Befehlen sogar die schwachen Eltern sich oft unterworfen sahen.

Der frühe Tod der Mutter sicherte sie für die spätern traurigen Folgen ihrer unverantwortlichen Verzártlung, und der betrübte Gatte, der jetzt die Nothwendigkeit einsah, den zwölfjährigen Knaben einer scharfen Zucht unterzuordnen, wollte er nicht Sünde und Schande an ihm erleben, that ihn aus dem Hause, unter den eisernen Zepfer eines Schulmonarchen, der den ungewöhnlichen Charakter des vielversprechenden Knaben über einen gewöhnlichen Leisten schlug, und zwar zu bändigen, jedoch nicht zu bessern verstand. Von allen Qualen der Einsamkeit, wie von allen Entbehrungen häuslicher Bequemlichkeit bedrückt, schritt der gelangweilte Mann zu der zweiten Wahl einer Gattin, und gab der Wittwe eines seiner verstorbenen Freunde den Vorzug. Gern nahm die Kinderlose, und gleichfalls vereinzelt Dastehende seinen Antrag an, und mit ihr kam die Tochter ihrer verstorbenen Schwester, eine Waise, deren sie sich nach der Aeltern Verlust pflichtmäßig angenommen, in das Haus des Staatsraths, der das vierzehnjährige Kind als Vater und Vormund zu betrachten versprach. Frau Warloth gehörte zu den gutmüthigen Projektmachern, die mit weit umfassenden Entwürfen in die dämmernde Zukunft hinausschauen, ein Ereigniß geschäftig an's andre ketten, und über die Herzen und Gefühle ihrer Nebenmenschen unbedingt schalten und walten, soviel ihnen möglich ist, um vor allen die Freude des — Dominirens, und nebebei diejenige: andre sich zu verpflichten, genießen zu können. Ein Grad von Theilnahme an menschlichem Wohl und Weh, eine gewisse Gutmüthigkeit, die wohl aus einem weichlichen Vergnügen: lieber Glückliche als Leidende um sich zu sehen, entstehen mag, ist solchen Charaktern, die das ungeübte Auge der oberflächlichen Beurtheiler oft als die herrlichsten anerkennt, nicht abzusprechen; aber wie weit sind sie von der reinen Güte entfernt, die Menschenglück mit Liebe und Verstand befördert, und wie Gold, ohne jenen fremden Zusatz ist, der es so leicht sonst zu Semilor macht. So leuchtete Frau Warloth

als sie den bejahrten Staatsrath ihre Hand gab, nicht nur zugleich der an sich sehr edle Gedanke ein, ihrer Molly in ihm einen Beschützer, und eine besser gesicherte Existenz zu verschaffen, sondern sie beschloß auch den einzigen Sohn und Erben ihres Mannes, es sei auf welche Art es wolle, an ihre Nichte zu ziehen, und beide künftig zu einem Paar zu machen. Nicht allein war dann ihre Molly, die sie in der That, nächst sich selbst, in der Welt am meisten liebte, anständig versorgt; sondern löste auch der Tod des Vaters das stiefmütterliche Band, so hielt das eigne dann den jungen Erben an die Wohlthäterin seiner Frau gefesselt, und ihr Geschick blieb fest gestellt wie ihr Einfluß. Zwar hätte das wenige Gute, was sie von ihrem Stiefsohn hörte, ihr die Verschiedenheit der Gemüthsarten klar machen sollen, denn Molly war ein sorgfältig von ihren Aeltern erzogenes Kind, deren herrliche Anlagen auf's edelste ausgebildet waren, und die eben so viel Reize des Körpers, als Vorzüge des Geistes und Herzens versprach; allein weit davon entfernt, glaubte sie vielmehr durch die liebliche Molly auf den Wildfang zu wirken, und mit der Ruhe einer guten Stiefmutter das Ziel ihrer Absichten zugleich zu erlangen. Sie fing damit an: dem Jüngling, der nun sechszehn Jahr alt war, wenn er ins väterliche Haus kam, zu schmeicheln, seine Thorheiten zu entschuldigen, und sich so seines Zutrauens zu bemächtigen; was sie aber auch that: ihn bei Molly angenehm zu machen, und ihm das Wort zu reden, so gelang ihr dieses um so weniger, da Richard rohes leidenschaftliches und gebieterisches Betragen dieser die größte Abneigung einflößte, so gut ihn die Natur auch übrigens gebildet hatte, und so lebhaft seinerseits die Neigung zu dem reizenden Mädchen sich äußerte. Der Staatsrath glaubte am besten zu thun: wenn er den Jüngling, dem vermöge seiner Talente das Studiren leicht fiel, auf die Universität und auf Reisen schickte, wobei er ihm einen verständigen Begleiter zugesellte. Indes entledigte sich Richard desselben sehr bald, und sein Vater, der keinen mehr fand, deres mit dem übel berüchtigten jungen Menschen aufnehmen wollte, sah sich also genöthigt, ihn gewähren, und mit Schaden klug werden zu lassen, woran ihm seine Welt- und Menschenkenntniß nicht zu zweifeln erlaubte; er selbst hatte sich jetzt daran gewöhnt, den zu entbehren, der ihm bis jetzt noch

wenig Freude, wohl aber viel Verdruß und Schmerz verursacht hatte; in der gleichförmigen Behaglichkeit seiner zweiten Ehe, bei dem anmuthigen Umgang der artigen kindlichen Molly, die sich der Liebe ihrer Wohlthäter stets würdig machte, vermißte er seinen Richard kaum, und wenn er an ihn dachte, so geschah es mit dem Wunsch: er möchte sich einst Molly's Besitz würdig machen, und durch dieses treffliche Wesen ein besserer Mensch werden; seine Frau trug das Ihre bei, diesen Wunsch zur Gewißheit zu erheben, und Jahr auf Jahr strich dahin, ohne daß der viel gereifte Richard in's väterliche Haus zurück verlangt hätte. Endlich mußte sein Vater die Schuld der Natur bezahlen, ohne sich an seinem Anblick ergötzt zu haben; aber Molly ward zum Engel seiner letzten Stunde. Sie segnend entschlief er, und wenigstens war sie es, die dem wackern Mann kindliche Thränen weinte.

Nun mußte Richard zurückkehren, sein reiches Erbe zu übernehmen, und wir überlassen es Molly, die Ereignisse seiner Zurückkunft einer Jugendfreundin zu schildern, von der sie der Tod ihrer Aeltern zwar getrennt hatte, mit der sie aber in einem ununterbrochenen Briefwechsel geblieben war.

Molly an Ida.

Er ist eingetroffen, der viel besprochene, längst erwartete Erbe! Richard ist hier — um das Grab seines edlen Vaters zu schließen, dessen Sargdeckel er nicht einmal herabfallen gesehen hat! Ich dachte, Ida, der Sohn eines so würdigen Mannes, wie mein Vormund war, dem so viel dankbare Thränen nachfolgten, den meine Seele nie vergessen wird, hätte sich ein wenig anders an seiner Gruft benehmen sollen! Aber Richards Herz mag wohl in der Welt, die er von allen Seiten gesehn — und — genossen haben mag, zu einem ausgetrockneten Quell — wo nicht gar zu einem stehenden Sumpf unlauterer Leidenschaften und Begierden geworden sein, und ich schaudre unwillkürlich zusammen, wenn ich daran denke, daß ich mit diesem Menschen nun unter einem Dach und in häuslicher Zusammenstellung leben soll; denn er hat seiner Stiefmutter auf's verbindlichste angetragen, in dem vorigen Verhältniß fortdauernd in seinem Hause zu leben, und an der Spitze desselben zu stehn. Meine Tante macht groß Rühmens von seiner

Großmuth, ich aber finde sie gut berechnet; denn wer ist mehr dazu geschickt, einem Haushalt mit Ehren und mit Umsicht vorzustehn als eben sie? wer wird sich besser dabei befinden als eben er? — Du wirst sagen, Ida, daß es Unrecht ist: von ihm, der auf diese ungewundene Weise auch mein Wohlthäter wird, geringschätzig zu denken; aber es ist mir nicht möglich, diesem Richard, in dessen Lobpreisung die Tante sich erschöpft, auch nur das geringste Zutrauen zu schenken. Du wirst weiter fragen: womit er es verwirkt hat? und ich würde Dir freilich die unzureichende Antwort geben, daß dieses antipathische Gefühl gegen ihn, schon von früher Jugend an, in meinem Herzen gelegen hat. Mag es sein, daß die lauten Klagen seines Vaters, seine Unzufriedenheit mit Richard mehr Eindruck auf mich machten, als das einseitige Parthienehmen der Tante; — daß ich den gewissenlosen Leichtsinns des Sohnes zu tief empfand, der das Sehnen des sterbenden Vaters unerfüllt ließ, seinen Tod als ein ganz natürliches Ereigniß betrachtete, und sich bloß einstellte, um das reiche Erbe, das er ihm hinterließ, mit Anstand in Empfang nehmen; — mein Widerwille gegen ihn, meine Abneigung ist so fest in mir begründet, daß mich die männliche Schönheit, auf die er so stolz ist, und die man ihm nicht abprechen kann, so wenig zu bestechen vermag, als die absichtliche Huldigung und Schmeicheleien, mit denen er mich verfolgt, und die ich nur mit Ernst und Zurückhaltung erwidere. Ach: Ida! mit meinem väterlichen Vormund sind sie in's Grab gesunken, die schönen ruhigen Frühlingstage Deiner Molly! — der Sturm, der so lange schwieg, das Ungewitter, das sich verzog, als es ihren Lebensmorgen durch den Tod der besten Mutter erschüttert hatte, erwacht von neuem, die Sonne meines Lebens verfinstert sich, und wie ein drohendes Gespenst tritt Richard aus den Nebelfernen meiner Zukunft hervor!

Meine Tante hat nie verschwiegen, daß es ihr liebster Wunsch ist, ein Paar aus uns beiden zu machen; mein billiger, gütiger Vormund allein setzte immer hinzu: „ja wohl! wenn er sich Molly's würdiger macht als jetzt! wenn Molly ihn wählen, ihn lieben kann!“ Aber die Tante abstrahirt von diesen wichtigen Bedingungen, und meint: ein so reicher schöner, angenehmer und viel gereifter junger Mann,

wie Richard, erzeige einem unbemittelten Mädchen, wie ich, die ausgezeichnetste Ehre durch seine Wahl, und es sei ein Capitalvergehen an dem gesunden Menschenverstand, ihn auszuschlagen. Sie mag wohl Recht haben nach ihren Ansichten, die gute Tante, und wenig Mädchen an meiner Stelle würden sich — wie sie sagt, — gegen ein Glück, wie dieses, so kalt, so undankbar bezeigen! — leider, daß mir es nicht möglich ist, das Glück meines Lebens von diesem abgeschliffenen Weltmann abhängig zu machen, daß ich lieber die unbemittelte — auf sich selbst gestellte Molly bleiben — lieber, was mir freilich sehr weh thut, der Liebe und den Wohlthaten meiner Tante entsagen, und dieses Haus, in welchem nur Richard Herr ist, auf immer verlassen will, als am Ziel einer elenden Intrigue mit ihm, die Aussicht auf seine Hand mir erhalten. Glaube mir, Ida! ich bin entschlossen, und nicht die Frucht einer kindlichen Uebereilung ist die Folge dieses meines Vorsatzes. Eh Richard Jory meine Hand erhält, eh ich mein Schicksaal an das seine fessele, eh werde ich meine Vaterstadt, das Haus der Tante verlassen, und allen diesen Verhältnissen entsagen, die Herzogin v. *** bedarf einer Kammerdienerin, ich bin bei ihr in Vorschlag gebracht worden, und sie hat mich zu sehen verlangt; gefalle ich ihr, und nimmt das Drängen im Hause hier zu, so soll nichts mich abhalten, den Weg einzuschlagen, den das Schicksaal mir zeigt; von allen sollst Du treue Kunde haben Du geliebte, einzige Freundin Deiner verlassnen

Molly.

Richard an Edwin.

Wirst du Dir vorstellen können, Edwin, Du Krone aller Dandies, daß ich es hier in der bürgerlichen Einsamkeit meiner Vaterstadt, in dem beschränkten Einerlei des Vaterhauses, aus dessen Winkeln mir stets der zürnende Schatten eines beleidigten, unversöhnt gestorbenen Vater zu drohen scheint, so lange auszuhalten vermöchte? ich wollte, sagte ich bei meiner Abreise aus B.... bloß meine Erbschaft ordnen und in Empfang nehmen, die sich schon der Mühe verlohnte eine Reise hierher zu thun, ob ich mich gleich grade dazumal von meiner hübschen Tänzerin losreißen mußte, was mir nun, da es vorbei ist, eben nicht schwer gefallen ist. **Variationes delectant!** — und statt zu Euch zu-

rück zu kehren, wie mir es bei meinem Versprechen wirklich Ernst war, siß' ich hier fest, nachdem lange alles, was Geschäft genannt werden kann, abgethan ist, fest, Edwin, wie der Vogel auf der Leimruthe, und kann — und will nicht von dannen! Was mich hier fesselt — es ist leicht zu errathen! ich lebe mit einem Mädchen unter einem Dache, wie es dem Schöpfer vielleicht nur ein einziges Mal zu erschaffen gefallen hat — mit einem Mädchen, reich an Unschuld und Schönheit, reicher noch an festen Grundsätzen, und einer gewissen altväterischen Tugend, die den unternehmendsten Wüstling in Schranken hält — kurz einem Mädchen zum Anbeten, mehr noch als zum Küssen, und — daß ich mit ihr unter einem Dache lebe, ist alles, was ich noch bis jetzt gemein unter uns kennen kann; Molly ist eine unbegüterte Waise, und die Nichte meiner Stiefmutter, einer gefälligen, weltklugen Frau, die mich in Ehren hält, und daher gut angeschrieben bei mir steht, mit der ich aber schon fertig werden würde, wiewohl sie ernstlich damit umgehn mag, mir Molly zum ehelichen Gemahl zu zugesellen, wäre nur diese selbst nicht so verflucht — vornehm, so in sich selbst zurückgezogen und unzugänglich, daß ich bei meiner armen Seele nicht weiß, welche schwache Seite ich ihr ablauern soll. Mein Vater muß den seltenen Werth dieses Mädchen gekannt haben; denn in seinen hinterlassenen Papieren sprach er mit der höchsten Achtung von ihr, und belegt den mit seinem Fluch: der Molly auf die geringste Weise beleidigen könnte, er preist denjenigen glücklich: der eine Molly verdienen, und zur Lebensgefährtin erlangen könne, ja er giebt ihm im voraus seinen Segen. Erklärt hat er sich nicht deutlicher, aber es geht daraus hervor, daß er seinen Sohn vorzüglich dabei im Sinn gehabt hat; doch hat er Sorge getragen, seinen Liebling, diese zauberische Molly, unabhängig zu machen, und hat sie in seinem letzten Willen anständig bedacht. Nun glaubte ich in einer Aufwallung von Großmuth, deren ich zuweilen besitze, vielleicht auch, um mich Molly gefällig zu bezeigen, nichts Klügeres thun zu können, als ihr dieses Capital auszusahlen; allein meine Stiefmutter, die verschlagene Frau, widerrieth mir es mit einem erzschlaunen Gesicht, auf dem noch weit mehr lag, als sie von sich gab. Molly (sagte

sie) bedürfe jetzt dieses sicherstehenden Geldes nicht, es sei genug, wenn sie die Zinsen davon richtig erhalte; man müsse ein junges Mädchen lieber in einem Zustand von Abhängigkeit erhalten, als ihm eine Freiheit geben, die es leicht übel anwenden könne; man füttere die Nachtigall im Bauer, setze sie aber nicht auf denselben, und was derlei Dinge mehr waren, die mich endlich bewogen, ihr nachzugeben. Ich habe mich in Huldigungen und Artigkeiten gegen meine kleine Spröde erschöpft, bin aber damit keinen Schritt weiter gekommen — ja ich habe sogar im Hintergrund die Möglichkeit einer ernsthaften Verbindung schimmern lassen — diesen beliebten Köder für heirathslustige Gänschen! — aber alles umsonst! — ich fange an zu fürchten, daß ich dem Mädchen in allem Ernst zuwider bin, und seitdem bin ich aus Rache zudringlicher gegen dasselbe. Die Tante macht gefällig ein Auge zu, läßt mir, als dem Gebieter des Hauses, alle mögliche Freiheit, und das hübsche Kind ganz auf sich selbst gestellt, aber auch diese Maßregel hilft zu nichts, denn Molly weiß sich auf eine mir ganz unglückliche Weise in ihrer Würde zu behaupten und hat mir mit der ganzen Festigkeit ihres Charakters erklärt: daß, wenn ich ihr nicht mit derjenigen Bescheidenheit begegne, die sie zu verdienen glaube, sie unbedingt ihre Tante so lange verlassen würde, als sie bei mir wohnt. Diese nennt das eine leere Drohung, und versichert mich zugleich: Molly habe keine andre Zuflucht; ich aber traue ihrer Bestimmtheit nicht, und da ich nicht glaube, daß sie einen andern — beglückten Liebhaber hat, so richte ich meine Batterien jetzt auf eine andre Weise ein. Sonderbar ist's: daß — wenn ich geneigt bin, mich bei Molly der Leidenschaft zu überlassen, die sie mir einflößt, der Schatten meines Vaters drohend zwischen uns zu treten scheint — Du wirst lachen, Edwin, aber es ist doch so, und ein Vorurtheil, das einmal in Blut und Nerven sißt, ist nicht sogleich abzuschütteln. Am Ende — heirathen muß ich doch zuletzt! — werde ich mich wohl entschließen, seinen mit mir zürnenden Manen, das Sühnopfer einer Heirath mit Molly zu bringen! — unter allen Weibern, die ich kenne, möchte ich ihr allein meine Ehre vertrauen. Ich erwarte deinen Rath, Edwin, leb' wohl!

Richard Forp.

Edwin Sunt an Richard Jory.

Bedarf es bei einer so einfachen Sache noch meines Rathes, und ist es Richard Jory, der ihn von mir begehrt, spricht nicht alles von selbst zu Deinem Vortheil; Du bist Gebieter des Hauses, die Stiefmutter auf Deiner Seite, das Mädchen eine spröde Märrin! kommt es nicht auf Dich an, es zu demüthigen, es zu besitzen? des Vaters Schatten hält Dich ab! — welche Thorheit! — er, der bei seinem Leben nichts über Dich vermochte, den Du in Gottesnamen sterben ließe, weil Deine schöne Aubele Dich zurückhielt, vermag er tod t mehr über Dich als da er lebte? glaubst Du wohl, daß sich der alte Herr jetzt noch um Deine Liebchaften kümmern soll, die ihn bei lebendigem Leibe geärgert haben? — laß Dich nicht auslachen Richard! — glaube mir, Mensch hier ist Deine Ehre im Spiel! — ein junges von Dir abhängiges Mädchen sollte Dich so foppen? — wo hast Du Deinen Unternehmungsgeist? — Deinen Muth? — die alte Bestie, Deine Stiefmutter versteht sich besser auf die Sache als Du! — heirathen willst Du? — Gott verzeih mir die Sünde! — was bewegt denn Dich schon jetzt zu diesem letzten Mittel? — man heirathet heut bei Tage nur, wenn man alle Schulen des Lebens durchgemacht hat, und alles überdrüssig ist — wenn man Geld, Ehre, Ansehn und gute Anstellung dabei bezweckt, und erreichen kann! — die Heirathen aus Liebe sind völlig aus der Mode. Ich hätte wahrhaftig geglaubt, Du würdest meiner Zucht mehr Ehre machen! Ich hoffe, Du wirst den Handel mit Molly so kurz abthun wie möglich. — Pah! Du lebst ja in einem Hause mit ihr, und die Alte ist Dir gewogen! — dann eile zu uns zurück — unser zahmer Engländer tröstet jetzt Adelen, — bring Geld mit, unsere Bank ist so beinahe gesprengt — und auch meine Cassen in verzweifelt schlechten Umständen. Mache also, daß Du bald zu uns kommst, und ich Dich loben kann!

Edwin Sunt.

Es bedurfte der gottlosen Rathschläge zu jeder niedern That; aber nur wenig bei Richard, alle bessern Gefühle in seinem rohen Gemüthe zu entfremden; denn seine aufgeregten Leidenschaften, sein Hochmuth vollendeten die schwarzen Vorsätze seiner Seele, die ins Werk zu setzen, ihm die Geister der Finsterniß

Vorschub und Beistand leisteten. Molly hatte einen Grad von boshafter Lieberlichkeit, die Richard eigen war, in keines Menschen Herzen vermuthet, und die Liebe zu ihrer Tante, ihre Dankbarkeit für diese, sie ihre Flucht aus dem gefährlichen Hause immer verschieben lassen, obgleich die Herzogin längst bereit war, sie in ihre Dienste zu nehmen. Erst als ihr Unglück vollendet war, floh sie mit Entsetzen, kaum fassend, was sie wahnsinnig gemacht hätte, aus demselben; hier ist ihr Begriff an die Vertraute ihres Herzens, als sie bei der Herzogin angelangt war.

Molly an Ida.

Dein Brief, theure Ida, ist meinem verwundeten Herzen der wohlthätigste Balsam gewesen, wiewohl meine Thränen die geliebten Züge Deiner Hand verlöscht haben. Ich bin hier in neuen — glücklichen Verhältnissen, wenn anders für mich Unglückselige auf dieser Welt, wo die Tugend leidet, und dem Laster der Sieg über die Unschuld vergönnt ist, solche noch möglich sein könnten. Die Herzogin hat mich sogleich zu ihrer Vorleserin erhöht, und von allen andern Diensten befreit. Sie ist mit meiner Kenntniß fremder Sprachen, mit der Art meines Vertrags überaus zufrieden, und liebt besonders mein Spiel auf dem Flügel. Ich würde Gefahr laufen, mir auf die sorgfältige Ausbildung meiner Talente etwas einzubilden, wären sie jetzt noch etwas bessres als Blumenranken auf einem Leichentuch! und hätte nicht das entsetzlichste Geschick aufs ganze Leben für meine Demüthigung gesorgt! Dennoch ist mir's gelungen, den tiefen Schmerz, an den langsam und unbemerkt mein zertretnes Dasein hinstirben wird, in den Grund meines Busens zu verdrängen; ich habe den Muth der Verzweiflung — denn ich vermag es, ein Lächeln zur Schau zu tragen, das der einst so glücklichen Molly nicht mehr gehört! — Die Herzogin findet mich dennoch ernst über meine Jahre; ihr forschender Blick, der mich — ach zum Erröthen zwingt, weilt früh Morgens auf meinen in nächtlichen Thränen erloschnen Augen, und sie hat schon mehrmals theilnehmend gefragt: ob ich krank bin? Die bunten Bilder des Tages betäuben dann mein Gefühl, und ich trage die Heiterkeit zur Schau, die von meinem Leben gewichen ist, wie von der verwelkten Blume der Duft.

Schon mehrmals hat meine Tante an mich geschrieben, ich habe ihre Briefe unerbrochen zurück geschickt; sie hat mündliche Botschaften an mich gelangen, mich flehentlich bitten lassen, zu ihr zurückzukehren, da Richard — mir grauset vor dem Namen des Abscheulichen! — abgereiset sei, und sie nichts mehr wünsche, als mich an ihr Herz zu drücken. Ich habe keine Antwort für sie über meine Lippen gebracht. Nein! nein! ich kann — ich will die Verrätherin nicht wieder sehn, die mich in die Hände eines Ungeheuers geliefert hat! ihre Wohlthaten sind verwischt durch ihre ehrlose Handlung! die Bande des Blutes entehrt! ich bin von neuem die verlassne Waise, die ich war — und nun nur unglücklicher noch! — Unleugbar ist's, Richards Frevel ward von meiner Tante — wenigstens stillschweigend gebilligt; vielleicht daß sie auf diesem ehrlosen Wege das Mittel zu finden glaubte, mich zu seiner Gattin zu machen; da ich dieses mir von ihr gewählte Glück nicht für ein solches halten wollte, vielleicht daß sie den Leichtsinrigen mit festen Banden an mich Unselige fesseln wollte! — sei dem wie ihm wolle, ich habe im Angesicht des Himmels — bei den Gräbern meiner ehrliebenden Aeltern habe ich geschworen, nie — nie das Weib des Verruchten zu werden, der mich auf diese Weise so erniedrigen konnte. Allein will ich sie tragen, meine schuldlose Schmach, und lieber dieses entehrte Dasein von mir werfen, wie eine allzuschwere Last, als diesem Elenden gehören! —

Erschrick nicht vor dieser Aeußerung; geliebte Ida! deren tröstliche flehentliche Bitte die halb Wahnsinnige der Verzweiflung entrißen hat! — als ich zu Dir floh, aus jenem Hause des Verbrechens — gemißhandelt, geopfert! — als schon der Anblick Deiner stillen friedlichen Wohnung mir Wohlthat und der Deinige, Du kostbare Freundin meiner Jugend, mir endlich Linderung gab! als ich in Deinem treuen verschwiegenen Busen die Fülle meines Elends niederlegte und in der heiligen Beichte, zu den Füßen Deines edlen Gatten, meine verzweifelnbe Seele ausströmte — Worte des Trostes der Weihe von ihm zu vernehmen — da wich der schwarze Geist der Schwermuth von mir, der mir im nahen Strom das kühlende Ziel meiner Leiden gezeigt hatte! Ich habe es Dir — ich habe es ihm — dem würdigen Diener Gottes, dessen

segnendes Wort mich entzündigte — heilig versprochen: daß ich leben will! — Ueberlassen Sie, (sprach der Geweihte) das Zagen und Verzweifeln dem frechen Sünder, der Sie beleidigt hat — es ist ein köstlich Ding, geduldig sein und seine Zuversicht setzen auf den Herrn, der Rächer ist, über das Alles! ihre Seele ist rein, ihre geistige Ehre unbesleckt, darum richten Sie sich auf im Bewußtsein Ihrer Unschuld, zu tragen, was ein unabänderliches Schicksal zu Ihrer Prüfung beschlossen hat. Auch in der Nacht unsrer Leiden ist der Bewährende, Stärkende mit uns!

So sprach Dein Delmar, und Licht und Trost erfüllte meine, in dem Schatten des Todes schmachtende Seele! — nein Ida! ich werde nichts thun, mein Leben mit seiner Schmach zu verkürzen, ich werde mehr thun, ich werde es ertragen.

Dennoch fällt mir noch mehr als je das seltsame Ereigniß bei, das sich bei meinem Eintritte in diese Welt zugetragen, und von dem mich erst spät meine Tante, die nicht leicht etwas verschweigen kann, unterrichtet hat.

Bei meiner Geburt ward nämlich meine mit dem Tode kämpfende Mutter von einem plötzlich unterdrückten Schrei der Hebamme erschreckt, welcher die Ueberzeugung in ihr erregte, sie habe einem mißgestalteten Wesen das Leben gegeben. Als ich aber bald darauf völlig gesund in ihre Arme gelegt ward, begehrte sie die Ursache jenes Schreies zu wissen, und nach langem Eindringen gestand zuletzt die Befragte: sie sei dadurch entsetzt worden, daß ich mit aufwärts gerichtetem Gesicht zur Welt gekommen sei und der Glanz meiner offenen Augen habe sie erschreckt, um so mehr: da Kinder auf diese Art geboren, keines natürlichen Todes versterben sollten. Wiewohl nun meine Mutter weit über allen Aberglauben, der noch jetzt bei Kindbetten ein ganz vorzügliches Asyl findet, erhaben war, so konnte sie sich doch nach dem Bericht der Tante eines Schauders nicht erwehren, dessen gewaltiger Eindruck in ihrer fast peinlichen Sorgfalt für mein armes junges Leben vorherrschend blieb. „Der Aberglaube (sagt die vortreffliche Frau in einem ihrer Tagebücher) ist mir immer vorgekommen, wie jener starke Mann, von dem die Schrift erzählt, er habe in der Nacht mit dem Erzvater Jacob gerungen, und dieser sei verrenkt in der Hüfte, und

lahm davon geblieben sein Lebelang!“ wahrscheinlich dachte sie an jenen Aberglauben, den sie nicht los werden konnte, und auf dessen Seite sie lebenslang geschwankt hat, als sie das schrieb, — ihre Molly ward ängstlich für alle Elemente gehütet, und als sie der Tod von ihr schied, legte sie derjenigen, die nun ihre Stelle ersetzen wollte, eine gleiche Sorgfalt an's Herz! „Gott, wie hat meine Tante ihre heilige Zusage gehalten! sie hat ihr armes Pfand zwar behütet vor leiblichen Gefahren, aber nur um ihr einen geistigen Tod aufzuheben! ich bin vernichtet, indem ich dieses schreibe — und das Schaudervolle meines Schicksals empfinde! ich werfe die Feder hin, um Morgen, wenn ich gefasster bin, weiter zu schreiben!

Fortsetzung.

Ich habe nicht Morgen — nicht die folgenden Tage geschrieben, denn immer wollte die Stunde nicht kommen, wo ich gefaßt genug dazu gewesen wäre! — bin ich es jetzt? — ach nein! aber die Güte, die Huld der Herzogin hat Balsam in die tiefen Wunden meiner Brust gegossen, denn noch immer fühle ich mich derselben nicht unwerth! o du schmachvolles Verhängniß! vergebens drücktest du mich in Staub, und herab zur schimpflichen Gemeinheit; mein Geist erhebt sich über diese Vernichtung, meine Seele hat nichts von ihrem ursprünglichen Werth verloren, mein Herz blieb rein, denn mein Wille hat nie gesündigt, und keine — auch noch so leise Begierde hat sein Heiligthum entweiht. Endlich fand ich Trost in dieser Ueberzeugung, zu der die liebevolle Auszeichnung der erhabnen vortrefflichen Frau meine Seele ermuntert hat. Auch trat an ihrer Seite eine freundliche Erscheinung für mich ins Leben, ihr Sohn, Prinz Ottokar. Wenn Du den schönen Jüngling erblickst, glaubst Du den jüngsten Seraph zu erblicken, wie Klopstocks unsterbliche Muse ihn Dir mit himmlischen Farben malt! Er ist sechszehn Jahr, und wie ein schlanker Baum im väterlichen Paradies erwachsen, der edlen Mutter Stolz und Trost, der einzig ihr von ihrem Gemahl zum Erben seiner Tugend hinterlassne Sohn der Hoffnung! o wie liebe ich dies rein — veredelte Wesen, von dem Schmelz der seltensten Unschuld umhaucht, wie eine liebliche Lieblingsblume! — noch unbekannt mit den verwüstenden Stürmen der Leidenschaft, und kindlich, wie der

Lieblingsjünger des Herrn. Wenn ich den Flügel spiele und singe, der Mutter vorlese, oder auf ihr Verlangen deklamire, fehlt Ottokar nie! sein freudbeglitzendes Auge lauscht meinen Tönen, und sein engelshönes Gesicht strahlt dann von der süßesten Heiterkeit. Wird nachher über das Gelesne gesprochen, welche Fülle des reinsten Gefühls, welchen Sinn für alles Große und Edle, welche Tiefe, Schärfe und richtige Beurtheilung entfaltet dann dieses reiche Gemüth, und welche zarte Achtung und Hingabe beweist mir der junge Mensch. Ida! mein Herz wallt ermuntert durch den Gedanken, irgend etwas hier zu Befestigung seiner tugendhaften Grundsätze, seiner menschenfreundlichen Empfindungen beizutragen! o furchtbares Ungeheuer, Leidenschaft! möchte nie dein verpestender Sturm diesen Blüthenhain aus Eden durchtoben! — möchte doch dieses noch engelreine Herz nie für etwas anders glühen als für Tugend und Menschenglück! Du solltest das himmelvolle Lächeln der mit jeder zarten Frauenwürde geschmückten Mutter sehn, wenn ich dem jungen Prinzen dieses sage! — Du solltest sehn, mit welchem Ausdruck von Verehrung und Entzücken er auf die begeisterte Rede der armen Molly hört, deren abgestorbene Gefühle ein neues Leben durchdringt, wenn sie für das Gute, für das Bessere und Höhere sprechen darf! — ja, Ida! meine jetzige Lage ist vielleicht die einzige, in der ich nach und nach mein Unglück — ertragen lerne, sei also bis dahin ruhiger über das Geschick Deiner Molly.

(Schluß folgt.)

Twardowski.



Twardowski war ein Edelmann von altem Geschlechte, sowohl von mütterlicher als väterlicher Seite. Aber er wollte mehr wissen, als andere ehrliche Leute, und da es ihm nicht behagte zu sterben, suchte er ein Lebenselixir aufzufinden.

Einst las er in einem alten Buche, wie es möglich wäre den Teufel zu citiren, und begab sich

deßhalb um Mitternacht in'sgeheim aus Krakau. Als er auf einen nahen Hügel gekommen war, rief er laut den Satan herbei, und alsbald stellte sich der höllische Gast ein. Nach dem Gebrauche der damaligen Zeit wurde zwischen ihnen ein förmlicher Kontrakt geschlossen. Auf seinen Knien verfaßte der Satan eine Schrift, welche Twardowski mit dem Blute seines linken Daumens unterfertigte. Unter andern Bedingungen ihres Vertrages war auch die, daß der Teufel nicht eher Macht haben sollte, weder über Twardowski's Körper noch über seine Seele, als bis er ihn in Rom trafe.

Vermöge des Kontraktes gebot Twardowski dem Teufel, als seinem Diener, Polens ganzen Reichthum an Silber auf einen Haufen zusammenzutragen und wohl mit Erde zu bedecken. Als den Ort dazu bezeichnete er Dikus. Der gehorsame Diener erfüllte genau den erhaltenen Befehl, und auf diese Art entstanden die berühmten Silbergruben zu Dikus.

Hierauf befahl er ihm einen hohen Felsen herbeizubringen, und ihn mit seinem schmalen Ende nach unten so aufzustellen, daß er auf ewige Zeiten stehen bliebe. Der gehorsame Diener that, wie sein Herr ihm geheiß, und heute noch zeigt man den Felsen, welcher unter dem Namen des Habichtsteines bekannt ist. *)

Was Twardowski nur wünschte, war zu seinen Diensten, er ritt auf einem gemalten Pferde, durchflog die Lüfte ohne Flügel, machte weite Reisen auf einem Hahne sitzend und schneller reitend als auf dem besten Pferde, fuhr mit seinem Liebchen ohne Ruder und Segel stromaufwärts auf der Weichsel, und verbrannte mit einem Glase in der Hand selbst hundert Meilen entfernte Dörfer.

Er hatte Gold wie Sand, und der Satan mußte jeden seiner Wünsche erfüllen. Als er schon geraume Zeit seine Stückchen getrieben, begab er sich einst ohne seinen Talisman in einen dunkeln Wald, und versank in tiefe Gedanken. Da erschien ihm plötzlich der Teufel, und forderte von ihm, daß er sich sofort nach Rom begeben. Der entrüstete Zauberer bewog zwar den Teufel durch die Macht seiner Sprüche zur Flucht, aber dieser entwurzelte

zähnelnirschend einen mächtigen Stamm, und schleuderte ihn so heftig gegen Twardowski's Füße, daß er ihm den einen völlig zerschmetterte. Von dieser Zeit an hinkte er, und man nannte ihn allgemein den Hinkfuß.

In Bydost war ein polnischer Edelmann, welcher, nachdem er das Erbe seiner Eltern durchgebracht, sich arm und traurig in der umliegenden Gegend herumschlug. Der Zufall führte Twardowski in diese Stadt. Der Verschwendet wurde mit ihm bekannt, entdeckte ihm seine traurige Lage, und bat ihm, das Elend, welches ihn so hart drückte, durch die Macht seines Zaubers zu enden. Twardowski ließ sich bewegen, und gab dem Bittenden einen guten Rath, prägte ihm jedoch ein, daß die Erfüllung seines Wunsches von der strengsten Beobachtung des Befohlenen abhängig sei. „Beh,“ sagte er, „suche Dir eine einsame Hütte, und nimm nicht mehr und nicht weniger mit Dir als neun Silber Groschen; diese zähle ohne Unterlaß von Eins bis Neun und zurück von Neun bis Eins durch die ganze Nacht, bis der Morgen zu grauen anfängt. Doch hüte Dich, daß Du Dich im Zählen nicht irrest! erschrick vor nichts, ich gebe Dir mein Wort, daß Dir nichts Böses widerfährt. Vollbringst Du, was ich Dir sagte, so wirst Du noch reicher sein als früher, und nie wird es Dir an Gold mangeln.“

Der Arme beherzigte den guten Rath; er geht und findet eine Waldhütte, und zählt, um ja nicht zu fehlen, seine Silber Groschen gar aufmerksam. Schon wollte es tagen, als der Teufel in Twardowski's Gestalt dem Zählenden erschien, und ihn fragte, ob er sich nicht geirrt? freudig entgegnete er verneinend. „So zähle weiter,“ sprach der Satan, „der Tag ist nicht mehr fern.“ Der Arme will weiter zählen, aber er weiß nicht, wo er stehn geblieben. Dahin ist der Reichthum! verzweifeln stürzt er aus der Hütte, aber Teufel vertreten ihm den Weg. Von ihnen zerschlagen und zerbläut schleppt er sich mit Mühe bis zur Stadt, wo er seine Sünde bereuend, in einem Kloster den Rest seiner Tage zubrachte.

Seine ganze Zeit verwendete Twardowski zur Auffuchung geheimer Mittel gegen den Tod, was ihm auch endlich gelang. Einige Jahre, bevor ihn der Teufel holte, befahl er seinem entschlossenen Famulus, ihn in kleine Stücke zu zerhacken, und gab

*) Eine frappante Aehnlichkeit im Namen und in der Sache mit dem Habichtsteine in Böhmen.

ihm eine Anweisung, wie er weiter verfahren sollte. Der Zauberer verschwand, und ein Schüler erklärte ihn für todt, indes er Twardowski's Körper zerhackte und zerschnitt, Kräuter sammelte und Salben bereitete. Dann salbte er den Körper ein, begoß ihn mit dem Saft der Kräuter und legte die einzelnen Stücke passend wieder zusammen. Nicht in geweihter Erde, sondern neben der Kirchhofsmauer wurde Twardowski begraben. Noch hatte er befohlen, daß vor drei Jahren, sieben Monaten, sieben Tagen und sieben Stunden sein Grab nicht geöffnet werden solle. Der treue Diener gehorchte dem Befehle, und harrte geduldig der Zeit, in welcher er das Grab öffnen durfte.

Um Mitternacht, beim hellen Scheine des Vollmonds, ging er allein mit sieben brennenden Kerzen, mit Hacke und Schaufel an die Arbeit, grub die Erde auf, öffnete das Grab, und riß den faulenden Deckel vom Sarge. Welch ein Wunder! verschwunden war Twardowski's Leiche, und statt der Späne, auf denen sein Körper gelegen, blühten Veilchen, Quendel und andere Blumen, welche einen lieblichen Duft verbreiteten. Auf den Blumen aber ruhte ein Knäblein, dessen zarte Züge die größte Aehnlichkeit mit Twardowski hatten. Der treue Famulus nahm das Knäblein und trug es nach Hause, über die Nacht wuchs es heran wie in einem Jahre, in sieben Tagen sprach es über alles gerade so wie Twardowski, und in sieben Monaten war es zum Jüngling gereift. Der verjüngte Twardowski verlegte sich neuerdings auf die schwarze Kunst, und beschenkte reichlich seinen treuen Diener; doch bald, um das Geheimniß seiner Verjüngung nicht zu verrathen, verwandelte er ihn in eine Spinne und bewahrte ihn sorgfältig in seinem eigenen Zimmer.

Endlich wurde der Teufel, nachdem er schon lange genug auf des Zauberers Seele gewartet hatte, des Dienstes überdrüssig; als Bedienter verkleidet begab er sich daher zu Twardowski, und bat ihn als einen erfahrenen Arzt, seinem Herrn zu Hilfe zu eilen. Twardowski begab sich mit ihm in's nächste Dorf, nicht wissend, daß das Wirthshaus des Dorfes zur Stadt Rom genannt werde. Kaum betrat er die Schwelle des Gasthauses, als eine Menge von Raben, Eulen und Uhus das Dach des Hauses umkreisten, und die Luft mit ihrem Geschrei und Gekrächze erfüllten. Twardowski merkte

sogleich den wahren Stand der Sache. Er nahm daher ein unlängst getauftes Kind, welches da in einer Wiege lag, und wiegte es in seinen Armen, als der Teufel eintrat.

Obgleich nett und zierlich gekleidet — denn er trug einen dreieckigen Hut, einen deutschen Frack, eine lange Weste, kurze, eng anliegende Hosen und Schuhe mit Schnallen und Maschen, — wurde er dennoch von allen erkannt; denn unter dem Hute ragten die Hörner hervor, die Schuhe verbargen nur mangelhaft den mißgestalteten Huf, und unterm Frack sah der Schweiß heraus. Schon wollte er Twardowski ergreifen, als er zu seinem größten Verdrüß in des Zauberers Händen den Säugling erblickte, über welchen er keine Macht besaß. Bald wußte sich aber der Teufel zu fassen; auf Twardowski losgehend sagte er zu ihm lateinisch: *Quid cogitas, domine Twardowski, an nescis pacta nostra? Verbum nobile debet esse stabile.* (Was denken Sie, Herr Twardowski, kennen Sie nicht unsern Vertrag? Edelmanns Wort muß gehalten werden.)

Da Twardowski sah, daß ihm nichts anderes übrig bleibe, legte er das Kind in seine Wiege, und fuhr mit dem Teufel zum Rauchfang hinaus. Die Eulen, Krähen und Raben erhoben ein krächzendes Freudengeschrei, und flogen höher und höher. Twardowski verlor keineswegs die Geistesgegenwart, er sah zur Erde herab, — hoch schwebte er bereits über ihr — die Dörfer erschienen ihm wie Mücken, die Städte wie Fliegen, und selbst Krakau erschien ihm nur so groß wie zwei Spinnen. Reue und Leid bewegten schmerzlich sein Herz, er hatte alles, was ihm lieb und theuer gewesen, verlassen; und als sie sich schon so hoch befanden, daß weder Geier noch Adler der Karpathen dahin auffliegen konnten, da sammelte Twardowski seine letzten Kräfte, und stimmte ein frommes Lied an. Es war eines jener Lieder, die er in seiner Jugend, als er noch keine Zauberei gekannt und sein Herz noch unschuldig gewesen, zu Ehren der Jungfrau Maria verfaßt hatte und täglich zu singen pflegte. Sein Gesang, so innig und tief vom Herzen gehend, verhallte in der weiten Luft, aber Hirten, welche tief unter ihm im Gebirge auf grasigen Hügeln ihre Heerden weideten, blickten erstaunt auf zu den Wolken, aus denen so wunderbare Töne kamen; denn Twardowski's Ge-

sang drang nicht zum Himmel, sondern wurde niedergedrückt zur Erde, damit erweckt werde der Menschen Gemüth.

Das Lied war zu Ende, und staunend bemerkte Twardowski, daß er nicht mehr höher fliege, sondern still stehe auf einem Orte. Er blickte um sich, und verschwunden war der Geselle seiner lustigen Fahrt, über ihm aber donnerte eine mächtige Stimme aus schwarzem Gewölke: „so aufgehangen bleibst du bis zum jüngsten Tage.“

Und so wie er damals in der Luft geblieben, so hängt er bis auf den heutigen Tag, und seine Klagetöne vernimmt kein menschliches Ohr. Greise, die früherer Zeiten gedenken, zeigen noch heutigen Tags am Monde einen Fleck, ähnlich Twardowski's Körper, der, wie sie sagen, in dieser Stellung verharren soll bis zum jüngsten Gericht.

Ein Trost aber blieb dennoch dem in den Lüften aufgehängten Zauberer. Jene Spinne nämlich,

in welche er seinen treuen Schüler verwandelt hatte, pflegte sich, wenn der Herr ausging, an seine Kleider anzuhängen, und so geschah es auch bei Twardowski's letztem Gange. Von Zeit zu Zeit nun spinnt sie sich an langem Faden von seinem Stiefel zur Erde herunter, und wieder zurück, erzählt am Ohre Twardowski's sitzend, was sie da unten gehört und gesehen, und erheitert so den Einsamen.

Die Nachrichten von Twardowski's Ende widersprechen sich sehr. Einige glauben, daß er durch ein frommes Lied aus des Satans Klauen erlöst, in der Luft hänge; daher das Sprichwort, „rette dich wie Twardowski mit einem Liedchen.“ Andere weisen ihm seinen Sitz in der Hölle an, wo er den Rang eines der ältesten Teufel hat. Als einst Jemand die Hölle besuchte, sah er dort den Zauberer, den man allgemein den hinkenden Twardowski nannte, da er auf einem Fuß gelähmt war.

L u t h e r

an seine lieben deutschen Landsleute
(Schluß.)

Man überschritt frech alle Schranken
Von dem, was ich gelehrt und schrieb;
Da konnt' ich denn nicht länger wanken,
Nach Wittenberg mich's wieder trieb,
Mein glühend Herz für den Gedanken,
Zu steuern solcher Gräuel, nur schlug,
Mich schreckte nicht des Bannes Fluch,
Um die Zerwürfniß zu bekämpfen
Durch Schrift und durch lebend'ges Wort,
Und an dem mir so theuren Ort
Verführten Ungestüm zu dämpfen,
Die Kanzel ich auf's Neu bestieg,
Um Carlstadt, der schamlos, verwegen
In Labyrinth blindlings stieg,
Begeisterungsvoll zu widerlegen.
Mein feurig Wort errang den Sieg,
Gott, der Allgüt'ge gab ihm Segen,
Beschämt der Schwärmer Stimme schwieg,
Sie bald sich nach und nach zerstreute,
Ich angefeuert nun erneute,
Wozu mich Gottes Stimme rief,
Die nie in meinem Herzen schlief,
Und der mein Leben ganz ich weihte,
Ich war bereit zu hartem Streite,

Doch unerschütterlich ich stand,
Da ich den schwersten überwand,
Nicht wüthender Papisten Beute*).
Durch viele Gräuel tief verletzt,
Sie widersprachen meinen Lehren,
Die Obrigkeit, von Gott gesetzt,
Treu zu gehorchen, zu verehren,
Nur nicht ein fremdes Oberhaupt,
Das sitzt auf usurpirtem Throne
Und über jede Herrscherkrone
Gebiet'risch sich erhaben glaubt,
Sucht' ich Verlockte aus den Schlingen

*) Anspielung auf den König von England, der als Gegner gegen ihn über die Schrift: „von der babylonischen Gefangenschaft“ auftrat. In seiner Replik auf diesen Angriff giebt er seinem königlichen Widersacher die Lehre:

Christus sagt von den Predigern: „Ihr nicht also wie die Könige.“ So kann denn auch im Gegentheil der Spruch von den Königen gelten: „Ihr nicht also wie die Prediger.“ Ein Jeder thue und richte mit, was ihm Gott aufgelegt hat. Prediger lehren, Regenten schützen und wehren.

Dann schrieb er wider die vielen religiösen Schwärmer und Sektensüßer, die Winkelprediger, die Empörungen der Bauern am Bodensee 1529, dann wider den Empörung predigenden Thomas Münzer, der unter dem Deckmantel der Religion die jetzige Lehre des Communismus practisch ansüßte, und sich bei dem lächerlichen Gefindel, das in lastervoller Art versunken ist und, ohne zu arbeiten, in Hülle und Fülle leben will, Anhang verschaffte.

Der Räthelsführer, die geschickt,
Durch glatte Worte sie verstrickt,
Durch Worte, ernst und streng, zu bringen.
Und wohl mir, oft ist's mir geglückt,
Wenn man mich oftmals auch verdammte,
Und schmähend meinen Namen nannte*).

Ein Trost ward mir für alle Müh'n
Und Drangsale, die ich erlitten,
Ich hatte nicht fruchtlos gestritten,
Was ich gesät, sah' ich erblüh'n.
Es ward in Schlössern, wie in Hütten,
Wo Finsterniß geherrschet, Licht,
Es wagten meine Gegner nicht,
Was an mir hing, zu unterdrücken,
Die Zahl, die sich nach mir genannt,
War viel zu groß, um dies zu wagen;
Man hatte längst es anerkannt,
Man müsse der Gewalt entsagen.
Zur Sühne bot man mir die Hand,
Gewissensfreiheit ward beschieden,
Die sich vom röm'schen Joch befreit
Durch einen schwer erkämpften Frieden.
Damals hat er mich hoch erfreut,
Doch jetzt, vom Irdischen entbunden,
Seh' ich mit tiefem Herzeleid,
Was ich gehofft, ist längst verschwunden,
Er leidet an Zweideutigkeit.
Es sind Jahrhunderte verronnen,
Als ich ein schlichter deutscher Mann
Muthig den ersten Schritt begonnen,
Doch es ward wenig nur gewonnen
Zum wahren Heil der Christenheit
In einer solchen langen Zeit.

Noch giebt es Klöster, Mönche, Nonnen,
Noch abergläub'sche Gaukelei'n,
Ablass, Reliquien und Wunder
Durch ein vermodertes Gebein,
Verbleichter Haderlumpen Plunder
Selten als Karität zu seh'n;
Nichts will man von gemischten Eh'n,
Doch stets noch Dhrenbeichten hören,
Und Heilige von Holz und Stein
Sieht man, anbetend noch verehren,
Ein Götzendienst und vor Altären
Heilig Gesprochne Opfer weih'n,
Denn gier'ge Habsucht es nicht scheut,
Wie vor Jahrhunderten noch heut
Der Vermisten Taschen auszuleeren,
Und wär' es auch der letzte Deut.

Mit Behmuth muß ich laut es klagen,
Mein Herz umwölket düst'rer Gram,

*) Besonders trat dieser Fall bei dem Aufstande der Bauern am Bodensee ein, wo sie, hauptsächlich aber ihr Räthelsführer, ihn mit den rohesten Schmähungen überhäufeten.

Daß, ach! was ich einst unternahm,
Im Keim erstickt, nicht Frucht getragen.
Es ward in Trier der ganzen Welt
Der heil'ge Rock zur Schau gestellt,
Es pilgerte von allen Enden
Herbei der Abergläub'schen Schaar,
Um reichlich Gaben auszuspenden,
Und was im Hinterhalte war,
Das Volk leichtgläubig stets zu blenden.
Groß war die Wallfahrt nicht, allein
Die rohe Mass' hinzu sich drängte,
Durch sittenlose Schwelgerei'n
Erlog'ne Andacht zu entweih'n;
Sich auch darunter Mancher mengte;
Gebildeter schien er zu sein.

Im Innern sah ich Arglist lauern,
Und mich ergriff ein peinlich Schauern,
Die Andacht war nur Heuchelschein.
Ich sah es mit gerechtem Grimme,
Mit Schrecken für die Zukunft an;
Da hört ich eine Warnungsstimme,
Ein Priester war's, ein deutscher Mann,
Und er wie ich bereit zum Streite,
Im Gottvertraun, nicht Acht und Bann,
Und kam' er selbst vom Vatikan,
Nicht der Verläumdung Pfeile scheute.
Es ward durch ihn nun offenbar,
Daß Mancher längst wie er schon dachte,
Und er nur Luft der Flamme machte,
Die glühend unter Asche war.
Es war ein Blitz, ein Blitz voll Klarheit,
Der aus des Himmels Höhe stammt,
Das Morgenroth der heil'gen Wahrheit,
Das nur in reinen Herzen flammt.
Ich sah mit seligem Entzücken
Ein Heil verkündend Morgenroth.
Denkt so wie ich, ist mit Euch Gott,
Kann ird'sche Macht mit allen Tücken
Der Röm'ling, der Wuth knirschend droht,
Euch nicht einschüchtern, unterdrücken.
Vor Allem seid auf Eurer Hut
Vor'm wilden Heer der Jesuiten,
Denkt an Luzern, denkt an sein Wüthen,
Wie's Schacher trieb mit Menschenblut
Und hütet Euch vor seines Gleichen,
Verkappt wird diese Höllenbrut
Wie überall auch Euch umschleichen.
Drum vor Zerwürfniß hütet Euch,
Laßt unter Euch die Eintracht walten,
Dann wird die Zeit Euch segenreich
Ein reines Christenthum entfalten,
Die Lehre des Erlösers rein,
Bilt es auch harte Kämpfe, sein,
Zerrissen wird des Irrewahns Schleier,
Wie Gold sich läutern nur durch Feuer.

Und was Euch immer auch bedroht,
Denkt so wie ich in Prüfungsstunden:
„Ich kann nicht anders, helf' mir Gott.“
Mit Gott ward siegreich überwunden,
Der blut'ge corfische Despot,
Der Deutsche brach des Fremdling's Ketten,
Es war „mit Gott“ sein Feldgeschrei.

„Mit Gott!“ auch Euer Wahlspruch sei,
Allmächtig wird er Euch erretten
Aus läng'rer, größ'rer Tyrannei.
Laßt voll Begeist'ung „vorwärts!“ klingen,
Heischt unvermeidlich Nothwehr Krieg,
Denn ohne Kampf giebt's keinen Sieg;
Ihr werdet ihn mit Gott erringen.

Feuilleton.

Bitteres Wortspiel. Ein israelitischer Literat in Berlin ereiferte sich auf eine höchst unziemliche Weise an einer Table d'hôtes darüber, daß man einen Juden, wie die Spenersche Zeitung No. 1. 1851 berichtet — einem Barbier untersagt, für seine Barbierstube christliche Barbiergehilfen zu halten, da er keine jüdische Gesellen zur Fortführung seines Geschäftes hatte finden können.

„Es ist himmelschreiend!“ rief er aus: „wenn eine Regierung so tyrannisch einem armen Familienvater seinen Nahrungszweig abschneidet.“

Ein Wiener, der zugegen war, hörte anfänglich diese Invertiven mit stoischer Geduld an, da aber der Jude von einem jungen Reformjuden lauten Beifall erhielt, so erhob er sich von seinem Sitz und sprach ernst mit sonorer Stimme:

„Ihr Mitleid mit Ihren Glaubensgenossen hätten Sie sich sparen können. Ihnen bleibt ja immer das Geschäft, seine Nebenmenschen über den Löffel zu barbieren.“

Parodie. H. Heine hat von seinen neuen Gedichten einige unter der Benennung „Lamentationen“ mit dem Motto abdrucken lassen:

Das Glück ist eine leichte Dirne
Und weilt nicht gern an einem Ort;
Sie streicht das Haar Dir von der Stirne
Und küßet Dich rasch flatternd fort.
Frau Unglück hat im Gegentheile
Dich liebefest an's Herz gedrückt,
Sie sagt, sie habe keine Eile,
Setzt sich zu Dir an's Bett und strickt.

In der Zeitung für die elegante Welt sind diese acht Zeilen für die Verehrer des Dichters abgedruckt, als ein Kosthäpchen, das unter der Last der Lorbeeren, mit denen er besonders von Reformjuden überschüttet worden, fast so tief zu Boden gedrückt ist, daß selbst, wenn man seinen dichterischen Erzeugnissen keinen Geschmack abgewinnen kann, doch Mitleid für ihn fühlt.

Da diese neuen Gedichte bekanntlich, ihres Inhaltes wegen, confiscirt wurden, so ist es zu bedauern, daß der Verfasser wenigstens die „Lamentationen“ nicht dem Verleger gewidmet, da man doch von wahrhaft begeisterten Dichtern Beispiele hat, daß sie nicht allein Poeten, sondern auch Propheten gewesen sind. Dann hätte das Motto, als Zueignung an den Beleger so lauten können:

Das Glück ist ein arglistig Mädel,
Es spiegelt gold'ne Berg' oft vor,
Und baut darauf ein gläub'ger Schädel,
Kommt er um viele Friedrichsd'or.
So bringt es dem Verleger Schaden,
Der ungeprüft Handschriften wählt,
Unglück sitzt dann in seinem Laden
Wie angepicht und — Krebse zählt.

Die Wahl scheint nicht die glücklichste gewesen zu sein, wenn nicht dabei die versteckte Absicht zu Grunde gelegen hat, einen Beweis zu liefern, daß er es nicht der Mühe werth hält, die Verse, die er aus dem Aermel schüttelt, erst zu feilen, ehe er sie dem Publikum übergiebt. Denn Glück und Unglück sind neutra, sprachwidrig macht er sie zu femininis, und wie leicht hätte er dies durch ein Wort in der ersten Zeile vermeiden können, wenn er statt ißt gleich gesetzt und für eine leichte, eine freie Dirne gesetzt hätte. Wenn er aber die zweite Strophe sogar mit Frau Unglück anfängt, so geräth man in Versuchung, daß er bei seinem langen Aufenthalte in Frankreich sein Deutsch so radebrecht, wie ein geborner Franzose.

Herr Feodor Wehl hat in den Jahreszeiten schlauer gehandelt; er hat Herrn H. H. mit einem grenzenlosen Lobe über seine neuesten Gedichte überschüttet und das Rauchfaß mit Weirauch bis zum Ersticken geschwungen; aber er hat sich sorgfältig gehütet, nur eine Zeile aus diesen neuen Gedichten anzuführen, um sich nicht selbst Lügen zu strafen.

J. F.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.